

HEYNE <

Das Buch

Seit sieben Jahren arbeitet Henry Dante für einen Gangster in Chicago. Ins Jenseits befördert hat er noch niemanden, aber seine linke Faust, aus der zwei Knöchel spitz hervorstehen, hat schon einige Kinnläden und Nasen verformt. Nicht umsonst heißt er auch der Mann mit den Teufelshörnern. Jetzt erteilt ihm Probinkis einen neuen Auftrag: Er und zwei andere Handlanger sollen die sieben Diamanten sicherstellen, mit denen ein Paar aus ihrer Gang durchbrennen will. Die Edelsteine stammen aus der Sammlung einer spanischen Familie im 18. Jahrhundert und repräsentieren die damals bekannten sieben Planeten: Saturn, Merkur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter und Uranus.

Ein Rückholkommando wie viele andere auch, so scheint es, aber diesmal geht alles schief. Im Unterschied zu seinen Kumpanen vertritt Henry Dante die Meinung, dass Frauen immer einen gewissen Respekt verdienen, selbst wenn sie Verrätern angetraut sind. Der Streit um die Frauenfrage eskaliert unter den Gangstern, und Henry bleibt kaum etwas anderes übrig, als in einem knatschroten Chevrolet Pick-up Reißaus zu nehmen.

Der Autor

David Schickler, 33 Jahre, lebt mit seiner Frau in New York. Er studierte Politologie und Literatur und veröffentlichte Erzählungen in *THE NEWYORKER*. Sein Debüt – *Die Kunst des Küssens* – wurde in zehn Länder verkauft.

Lieferbare Titel

Die Kunst des Küssens in Manhattan

David Schickler

Fette Klunker

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Caroline Burger

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe SWEET AND VICIOUS
erschien bei Bantam Dell Books, New York



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Der Karl Blessing Verlag und der Wilhelm Heyne Verlag
sind Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Vollständige Taschenbuchausgabe 09/2006
Copyright © 2004 by David Schickler
Copyright © der deutschen Ausgabe 2005 by
Karl Blessing Verlag, München
Copyright © dieser Ausgabe 2006
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Printed in Germany 2006
Umschlagillustration: © Anja Gindele
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN-10: 3-453-40465-3
ISBN-13: 978-3-453-40465-6

<http://www.heyne.de>

Für meine geliebte Frau Martha,
die eine Stimme hörte ...

...und für die Stimme

Suddenly I realized
That if I stepped out of my body I would break
Into blossom

(Und plötzlich weiß ich
Wenn ich aus meinem Körper träte, dann würde ich anfangen
zu blühen)

James Wright, *A Blessing*

1
Erde...

Wir fahren gerade im Buick über den Highway, als ein Bussard durch unsere Windschutzscheibe kracht.

»Ach, du liebe Scheiße«, sagt Floyd auf dem Rücksitz, und Roger und ich verziehen das Gesicht, das Auto gerät ins Schlingern.

Der Bussard gibt ein Kreischen von sich. Und dann ist er auch schon tot. Er steckt in unserer Windschutzscheibe, mit dem Körper auf der Motorhaube und dem Kopf im Auto, als würde er durch einen Vorhang spähen und die Lage hinter der Bühne checken. Überall funkeln Glassplitter, ich verschütte meinen Becher mit Sprite.

Der Bussard hat ein Eichhörnchen in den Klauen.

»Verdammt.« Ich sitze auf dem Beifahrersitz, und meine Jeans ist jetzt von Limonade durchtränkt.

»Da ist ein Bussard in der Windschutzscheibe«, brüllt Floyd, und seine Stimme klingt beeindruckt, wenn nicht gar begeistert. Der Wind pfeift neben dem Bussardkadaver herein, der in der Scheibe festklemmt. Roger kämpft mit dem Lenkrad.

»Da hängt doch echt ein Bussard in der Windschutzscheibe«, brüllt Floyd wieder.

Roger fährt den Wagen auf die Seite, und wir alle atmen tief durch. Es ist sechs Uhr morgens, weit und breit sind keine

anderen Autos zu sehen. Über dem Highway hängen Nebelstreifen, im Gras am Straßenrand Tautropfen. Tot vor uns hängt der rotschwänzige König der Lüfte.

»Wow«, sagt Roger, der schwarze Autohandschuhe aus Leder trägt.

»Der Bussard hat eine Ratte oder was«, sagt Floyd.

Es ist Anfang Mai, ein neues Jahrtausend. Ich bin zweiunddreißig und schlage im Auftrag von Honey Pobrinkis, einem Gangster aus Chicago, anderen Leuten die Schädel ein. Floyd ist mein Partner in dieser Disziplin. Er trägt seine blonden Haare wie ein Rocker als Pferdeschwanz, ist dumm wie Bohnenstroh, verfügt aber über ein fotografisches Gedächtnis, was nicht unpraktisch ist. Roger ist schon vierzig. Er ist Honey's Neffe, arbeitet aber nur im Sommer für die Mafia. Von September bis April besucht er die University of Chicago, wo er einen Master in Anthropologie macht.

»Honey wird ausflippen«, sagt Floyd. »Sein Auto ist im Arsch.«

»Ruhe«, sagt Roger und wischt sich das Glas vom Jackett. Er trägt immer Anzug und Krawatte, egal, wohin wir gehen.

»Voll krass. Ein Adler und eine Ratte haben Honey's Karre geschrottet.«

»Ruhe, Floyd«, beharrt Roger.

Ich starre den zermatschten, ehemaligen König der Lüfte an. Er war mal schön und majestätisch, das sieht man. Direkt vor dem Aufprall hatte ich sogar an Tiere gedacht – nicht an Bussarde oder Eichhörnchen, sondern an Schafe. Die Schafe, über die ich gerade nachgedacht hatte, gehören Charles Chalk, dem wir gleich den Schädel einschlagen werden. Charles ist Honey's Diamantenhändler. Er wohnt westlich von Chicago draußen an der Route 90 auf einer Farm in Hampshire, Illinois. Vor Jah-

ren habe ich seine Farm mal besucht und die Schafe bewundert, von denen er Dutzende hat, eine richtige kleine Herde. Sie waren schwarz und weiß und eingezäunt und gaben Geräusche von sich, die sich wie *Rette mich* anhörten.

»Au, Mann.« Floyd steigt aus und begutachtet die Windschutzscheibe. Er stößt einen langen, leisen Pfiff aus und schüttelt den Kopf. »Au, Mann. Dieser verdammte Buick ist nur noch ein Haufen Schrott.«

Roger ist mit dem Abpflücken der Glasscherben von seinem Rumpf fertig. Er trägt Tag und Nacht einen runden, flachen Porkpie-Hut, wenn er den abnimmt, sieht man einen schwarzen Bürstenschnitt mit einem auffälligen weißen Streifen an der linken Schläfe. Roger ist fit, schlau und fies. Ich habe mich noch nie mit ihm angelegt.

»Au, Mann«, sagt Floyd, »die Haube hat 'ne Beule. Wenn Honey hier wäre, würde er dem Geier die Knarre auf die Brust setzen und ihn sofort umbringen.«

»Der Bussard ist bereits beim Aufprall gestorben«, klärt Roger ihn auf.

Floyd runzelt die Brauen. »Da kann er aber von Glück reden.«

Ich betrachte den Vogel genauer, dessen brutaler, zeretzter Kopf einen halben Meter vor meinem hängt. Ich sehe keine Schusswunden oder andere Hinweise darauf, warum das Vieh Kamikaze gemacht hat. Ich sehe allerdings das Eichhörnchen draußen auf der Motorhaube. Es ist allen Ernstes dabei, sich aus den Klauen des Bussards zu befreien. Es lebt und hat ein völlig weißes Fell.

»Ohne Scheiß, he.« Floyd, der erst sechsundzwanzig Jahre alt ist, macht ein anerkennendes Geräusch. »Die Ratte rührt sich noch.«

»Das ist keine Ratte, sondern ein Eichhörnchen.« Roger schaut in den Seitenspiegel und schiebt den Hut zurück in die richtige Position. »Alles klar, Henry?«

Ich antworte nicht. Das Eichhörnchen hat sich befreit, kauert jetzt auf den Hinterläufen und sieht mich durch die Scheibe hindurch an. Es hat etwas pulverisiertes Glas im Fell, aber durchaus noch eine faire Überlebenschance auf dieser Welt.

»Eichhörnchen sind braun.« Floyd verschränkt die Arme. Hinter ihm erstreckt sich ein Maisfeld, über dem Nebel hängt und die Sonne aufgeht.

»Dieses Eichhörnchen«, stellt Roger fest, »ist weiß.«

Es betrachtet mich immer noch. Abgesehen von dem glitzernden, pulverisierten Glas sind an seinem Fell keinerlei Spuren von Blut oder Aufprall zu erkennen, und seine Augen sind leere, schwarze Höhlen, als könnte es heute Abend in den Nachrichten gezeigt werden oder nach Hause zu seiner Frau oder geradewegs in die Hölle gehen.

Wie weit bist du gefallen?, frage ich mich.

»Na super«, sagt Floyd. »Drei weiße Kerle, ein weißes Eichhörnchen und ein Buick, der nur noch Schrott ist. Tolle Kullisse.«

Ich habe solche dunklen, toten Augen wie die des Eichhörnchens schon mal gesehen, und zwar bei einem »Kunden« aus dem Wohnsilo Cabrini-Green, der Honey letztes Jahr fünf Riesen schuldete. Ich trieb den Schuldner gegen Mitternacht vor einer Bodega in die Ecke, wo er sich ein Sixpack Schlitz gekauft hatte. Ich scheuchte ihn in eine Gasse und zerschmetterte die Bierflaschen auf seinem Kopf, aber seine Augen blieben total weggetreten, selbst als das Blut reinfloss.

»Hey. Henry Dante. Bist du noch da?« Roger boxt in die Windschutzscheibe vor mir, was mich zusammenzucken lässt.

Das Eichhörnchen hüpf von der Motorhaube herunter und verschwindet im Maisfeld.

Floyd funkelt dem Tier hinterher. »Bescheuertes Vieh.«

Ich blinzele Roger an.

»Ah, du bist also doch noch da.« Er bemerkt meine nasse Hose. »Schon so schwach auf der Blase?«

»Das ist Sprite«, sage ich.

»Floyd«, sagt Roger, »zieh den Bussard da raus und schmeiß ihn weg. Wir fahren weiter zur Farm.«

Floyd steht in Jeans und schwarzem Tanktop da, eine Kluft, die er das ganze Jahr über trägt, komme, was wolle, Hitzewelle oder Schneesturm. Sein Atem bildet Dampfwolken, die er beobachtet, als wären sie entscheidend für das, was hier geschieht. Floyd liebt Krisensituationen. Er hatte einmal eine stumme Rolle in einer High-School-Aufführung, wo er eine Glocke läutete, um den Tod eines Mannes anzuzeigen. Davon erzählt er immer wieder gern.

»Au, Mann«, sagt Floyd. »Ich hab heute sowieso schon schlechte Laune. Und jetzt ist auch noch Honeys Buick im Arsch. Das ist ja wohl das Allerletzte.«

Roger lässt es in seinem Genick knacken, beobachtet den Himmel, wie er immer blauer wird, und grinst. Roger kann das: In der einen Minute bewundert er die schönen Farben, in der nächsten macht er aus jemandem Hackfleisch. Er wiegt nur sechsundachtzig, aber Roger ist ein Pobrinkis. Er hat schon Männer umgebracht und Killerkommandos angeführt. Floyd und ich dagegen beschränken uns darauf, Leute zusammenzuschlagen oder anzuliefern. Daher hat Roger das Sagen.

»Das schlägt ja wohl dem Boden sein Fass aus.« Floyd reißt die Vogelleiche heraus, wirft sie weg und pflückt Scherben aus der Windschutzscheibe, als wären es Eiszapfen.

»Das schlägt dem Fass den Boden aus, meinst du«, sagt Roger.

Floyd denkt über den Sachverhalt nach. »Nein. Dem Boden.«

»Das schlägt *dem* Fass *den* Boden aus«, sagt Roger. »Das wolltest du sagen.«

Floyd schürzt beleidigt die Lippen. »Ich hab gesagt, was ich gesagt hab.«

»Böden haben keine Fässer«, sagt Roger. »Kein Wunder, dass sie dir damals keine Sprechrolle gegeben haben.«

»Au, Mann. Fick dich doch. Ich hab die Glocke geläutet.«

»Ich hörte davon«, sagt Roger. »Jetzt steig ein.«

Floyd setzt sich wieder auf den Rücksitz, Roger gibt Gas und fährt los. Die Luft bläst zur Windschutzscheibe herein, und ich denke immer noch über das Eichhörnchen nach.

»In unserer Windschutzscheibe fehlt etwas.« Floyd überschreit den heulenden Wind im Auto. »Da ist eine Leere.«

Roger sieht immer wieder kurz zu mir herüber. »Lass hören, Henry! Bussard stürzt aus dem Himmel. Zufall oder Omen?«

Ich arbeite seit sieben Jahren als Schläger für Honey Pobrinkis. Honey gehören Bistros in Chicago, Casinos in Vegas, Nutten in Kanada, die ganze Palette, aber seine Leidenschaft gehört den Diamanten. Er ist der Adam Smith des Schwarzmarkt-Klunkerhandels von Moskau bis Mayberry. Gerüchte besagen, dass Honey einen fünfkarätigen, lupenreinen Backenzahn haben soll, aber da er nie lacht oder lächelt, kann ich das nicht bestätigen. Jedenfalls habe ich als Mitglied des Pobrinkis-Mobs gelernt, wie man in Autos wartet, Kiefer zertrümmert und die Klappe hält. Aber ich habe noch nie jemanden umgebracht und war auch noch nie in einem Killerkommando, noch nicht mal Fahrer eines Killerkommandos. Insgeheim bin ich stolz darauf. Meine Seele hat noch eine faire Chance.

»Ich weiß es nicht«, sage ich zu Roger, der ungerührt auf seiner Chesterfield herumkaut. Halb raucht er Zigaretten, halb kaut er sie.

»Ich glaube an Omen«, verkündet Floyd.

»Floyd«, sagt Roger, »würdest du mir den enormen Gefallen tun und endlich dein verdammtes Maul halten?«

Floyd stützt sich mit den Ellbogen auf unsere Rückenlehnen. Er ist gebaut wie ein verhungertes Waisenknabe, und die Kunden vermuten nie, was für eine verrückte Kraft er in den Armen hat. »Ich glaube halt nur, dass es Omen gibt.«

Roger trommelt aufs Lenkrad. »Vergiss das mit den Omen. Uns interessiert Charles Chalk.«

Das ist die Schlagzeile von heute: Charles Chalk hat Honey Pobrinkis die Planeten geklaut. Die Planeten sind angeblich eine phantastische, ungläubliche Ladung Klunker, für die man seinen Erstgeborenen verkaufen würde, eine aus sieben fehlerfreien Steinen bestehende Diamantenkollektion, die seit 1790 in den Händen derselben spanischen Familie gewesen war. Honey zufolge war ungefähr zur Zeit des Sturms auf die Bastille ein reicher Prinz aus Barcelona derartig verliebt in seine Angebetete, dass er aus der ganzen Welt sieben perfekte Diamanten zusammenkaufte und sie in Form der Planeten schleifen ließ – Neptun und Pluto waren noch nicht in den Teleskopen gesichtet worden – und die Edelsteine seiner Liebsten zu Füßen legte. Es muss wohl gewirkt haben, immerhin hat die Frau ihn geheiratet. Sie zeugten Generationen kleiner Dons, die diese Geschichte immer wieder von neuem ablaufen ließen, und jeder legte der Dame seines Herzens wortwörtlich die Welt zu Füßen, heiratete sie, verschloss die Planeten im Familiensafe, bis Junior geboren wurde und so weiter und so fort. Jedenfalls starb der letzte Canto-Erbe vor drei Jahren, und vor

einer Woche tauchten die Planeten auf dem Pariser Schwarzmarkt auf. Honey schickte Charles Chalk hin, um für sie zu bieten. Charles ist ein großer, knochiger Siebzjähriger, der voll auf Prozac ist, aber im Job muss er's wohl bringen, jedenfalls ergatterte er die Planeten für vierzig Millionen.

Die Probleme fingen gestern Abend um elf an. Roger, Floyd und ich saßen im Ferryman's – Honey's Restaurant in der South Side – an der Theke und mampften Calamari, als das Telefon klingelte. Roger trug das Telefon rüber zu dem Ecktisch, an dem Honey saß und das aß, was er immer isst – eine Schale Merlot mit Zucker, über Blaubeeren gekippt. Honey hörte zu, sagte »sehr gut« in den Hörer und legte auf. Er starrte in seine Beeren, dann rief er uns drei zu sich.

»Das war Charles.« Honey's Lippen waren wie immer blau von Wein und Beeren. Er hat dieselben Haare wie Roger, schwarz und büstig, mit dem gleichen merkwürdigen weißen Streifen an der linken Schläfe.

»Charles ist aus Frankreich zurückgekommen«, sagte Honey.
»Er hat die Planeten.«

»Glückwunsch, Boss«, sagte Floyd.

»Er sagt, dass er sie morgen herbringen wird.«

»Cool«, sagte Floyd.

Roger warf Floyd einen Blick zu, weil Honey die Stirn runzelte. Honey ist einsfüfundachtzig groß und kräftig gebaut. Als er sechzehn war, hat er seinem Stiefvater, Willis Enright, mit dem Daumnagel das Ohrläppchen abrasiert.

»Ich hatte gerade einen Schimmer«, sagte Honey.

Ich zog die Augenbrauen hoch.

»Charles betreffend?«, fragte Roger, und sein Onkel nickte.

»Au, Mann«, sagte Floyd. »Der windige alte Charles? Sind Sie sicher?«

Honey starrte Floyd an, und Floyd war so weise, den Mund zu halten. Honey ist berühmt für seine Schimmer, wie er sie nennt. Ein Schimmer ist wie übersinnliche Wahrnehmung oder das warnende Kribbeln im Kopf von Spiderman, bloß dass es bei Honey auftritt, wenn ihn jemand bescheißen will. Am Silvesterabend 1998 hatte er auf den Stufen vor Jack Deck's Taverne, wo Honey und ein paar andere Bosse gerade ein längeres Abendessen beendet hatten, den Schimmer, besser nicht zusammen mit Chester »Fischauge« Jones in der Limousine nach Hause zu fahren. Als die Limo zehn Ecken weiter explodierte und Fischauge und seinen Fahrer wie Bonbons an Karneval über die Kedzie Avenue verstreute, wusste Honey, warum Jack Dew ihn gedrängt hatte, doch bei Chester einzusteigen. Am folgenden Mittag küsste Jack den Boden des Michigan-Sees, und Honey hatte immer noch die breitesten Schultern der Stadt.

Andere Schimmer hatten Honey gewarnt, sich von Gewerkschaftstreffen, Bulls-Spielen und einem Ehevertrag mit seiner zweiten Frau Tasha, die nur aufs Geld aus gewesen war, fern zu halten. Diese Schimmer treten ganz plötzlich auf, aber sie besiegeln das Schicksal eines Menschen. Kritische Stimmen behaupten natürlich, Honey habe keine Eingebungen, sondern leide an paranoider Psychose. Schon möglich, aber der Mann steht gut da mit seinen fünfundsechzig Jahren, und solltest Du auf die Idee kommen, seine Blaubeeren mit Strychnin zu waschen, dann wird er die Idee riechen, während sie noch in Deinem unglückseligen Gehirn schlummert.

»Was hat Charles vor?«, fragte Roger.

Honey schlürfte einen Löffel Merlot. »Er will sich nach Belize absetzen. Er hat da am Golf von Honduras ein Haus und Kontakte, über die er die Steine leicht abstoßen könnte.«

Roger nickte. »Willst du, dass wir am Flughafen warten?«

»Nein, er wird mit dem Auto fahren«, sagte Honey. »Seine Alte fliegt nicht gern. Fahrt bei Tagesanbruch zur Farm.«

Und damit hatte sich die Sache. Wir setzten uns wieder vor unsere Calamari, und ich starrte ein Bild an, das hinter der Theke hing. Das Bild war zwanzig Jahre alt, ein Schwarzweißfoto von Honey und Charles bei irgendeinem kirchlichen Ereignis, irgendjemand wurde getauft, und sie legen einander die Arme um die Schultern. Während wir unseren Tintenfisch aufaßen, fragte ich mich, ob ich oder Floyd oder womöglich sogar Roger, Honeys Neffe, sein eigen Fleisch und Blut, eines Tages Opfer eines Schimmers werden würden, ob wir jemals so endgültig aus Honeys Gunst verstoßen werden würden wie jetzt Charles Chalk. Genauer gesagt, frage ich mich das immer noch, während Roger den Buick von der I-90 ab hinaus auf die Landstraße steuert.

Ich ziehe die Jacke enger um mich. Die durch die Windschutzscheibe hereinkommende Luft ist frisch und kalt. Es ist Mai, und die Welt wacht auf. Während wir an Farmen und Feldern vorbeifahren, treiben riesige, ovale Nebelfetzen übers Land hinweg wie fliegende Untertassen, die von der aufgehenden Sonne erleuchtet werden. Wenn wir in einem Märchen wären, dann würden in den Untertassen Außerirdische mit glühenden Händchen sitzen, die ganz scharf darauf wären, den Bauern hier freundlich auf die Schulter zu klopfen.

»Lasst uns heute Abend zu Cleary's Pub gehen«, überschreit Floyd den Wind. »Kommt, wir gehen Hackfleischpasteten essen.«

Roger biegt in Charles' Einfahrt ein. Die Farm liegt eine halbe Meile entfernt irgendwo im Wald.

»Ich meine das ernst«, plaudert Floyd weiter. »Lasst uns den Tee bei Cleary's einnehmen.«

»Den Tee einnehmen?«, sagt Roger.

»Genau. Bei den Iren heißt das Abendessen ›Tee‹. Die sagen zum Beispiel: ›Ich hab mir Tee gegessen.‹ Das sagen die auch.«

»Die sagen was?« Roger stellt den Motor aus und lässt den Wagen weiterrollen. Wenn wir ein Überfallkommando wären, würde Roger schnell machen und mit dem Buick die Einfahrt runterbrettern, mit rauchenden Colts und zusammengebissenen Zähnen. Das hier ist aber nur ein Abholkommando – Honey will die Planeten, aber er will auch Charles, lebend und persönlich.

»Mir«, sagt Floyd. »Mir statt *meinen*.«

Roger parkt neben dem Stall. »Was möchtest du damit verdammt noch mal sagen, Floyd?«

»Ich sage das, was die Iren sagen. Ich sage *mir* statt *meinen*.«

Roger zieht seine Handschuhe aus. Er trägt an den drei mittleren Fingern beider Hände protzige, silberne Ringe. Der zweite Mann, den er umgebracht hat, war ein schwerer Junge aus Milwaukee. Roger hat ihm einen Fleischerhaken durchs Brustbein geschlagen. Ich habe Roger mal gefragt, was er eigentlich in seinen Anthropologiekursen so durchnimmt. »Leute«, hat er geantwortet.

Wir steigen aus dem nachtblauen Buick. Alles ist still. Ich vermute, dass die Schafe in dem Stall sind und pennen.

Roger sieht nach der Pistole in seinem Schulterhalfter. »Floyd, du guckst dich um und stellst sicher, dass niemand da ist. Dann bleibst du hier stehen und beobachtest die Einfahrt.«

Floyd nickt. Sobald ein Job losgeht, hört er auf zu quatschen.

Roger und ich betreten die Veranda, auf der Schaukelstühle stehen. An der Wand lehnt ein Luftgewehr. Die Haustür ist nicht abgeschlossen. Wenn man sie aufmacht, tritt man gleich in die Küche, und als Roger und ich reinkommen, sehen Char-

les und seine Frau überrascht aus. Charles sitzt im Schlafanzug am Tisch, trinkt Kaffee und hat Landkarten vor sich ausgebreitet. Auf dem Boden stehen zwei Koffer. Helena, die nicht mal so alt ist wie Floyd, steht in einem dünnen Flannelnachthemd da und hat ein Blech Maisbrot in der Hand. Sie hat mal nackt für gewisse Magazine Modell gestanden, unter ihrem Mädchennamen Helena Pressman. Letztes Jahr hat sie den klappri-gen alten Charles geheiratet.

»Schönen guten Morgen, Charley.« Roger setzt sich an den Tisch. »Schönen guten Morgen, Charleys Frau.«

Ich bleibe an der Tür stehen. Charles wirft mir einen Blick zu und sieht dann zum Fenster hinaus. Sein Gesicht altert um zirka ein Jahrhundert. Man muss ihm zugute halten, dass er nicht mit irgendwelchem weinerlichen Zeug anfängt von wegen er wollte sich gerade auf den Weg zu uns machen und so weiter. Charles kennt die Schimmer. Er weiß, dass er am Arsch ist.

»Hey, Leute«, flüstert er.

Ich mag Charles und wünschte, er hätte nicht versucht, Honey zu bescheißen. Charles hat mich mal seine Lämmer mit der Milchflasche füttern lassen. Als sie die Mäuler um den Nippel gekriegt hatten, nuckelten sie wie die Weltmeister, laut und gierig.

»Charles«, will Helena wissen, »wer sind diese Männer?«

Roger mustert sie. Bisher hatte noch keiner von uns Helena persönlich kennen gelernt. Sie hat seidiges, unbändiges, blondes Haar, grüne Augen und unglaublich viele Kurven. Ich meine mich aus einer Zeitschriftenbiografie zu erinnern, dass Tibet ihr sehr, sehr wichtig ist.

»Setz dich hin, Charleys Frau«, sagt Roger. »Da hin, genau gegenüber von Charley.«

»Ich gehe mich nur gerade umziehen.« Helena stellt das Maisbrot auf den Tisch und bewegt sich in Richtung einer Tür an ihrem Ende der Küche.

»Helena.« Charles' Stimme ist hoch und dünn. »Tu, was der Mann dir sagt.«

Helena dreht sich um und zieht einen Schmollmund. Als sie das Gesicht ihres Mannes sieht, ist der Schmollmund augenblicklich verschwunden. Sie ist barfuß, und durch das Nachthemd kann man ihre Brustwarzen sehen. Sie setzt sich Charles gegenüber.

»Warum essen wir nicht alle ein Stück Maisbrot.« Roger sieht Helena auffordernd an. Sie wirft Charles einen fragenden Blick zu, und ihr Mann nickt. Helena legt vier Stücke Maisbrot auf vier Servietten. Als Roger nach seinem fasst, sagt Helena: »Ihre Ringe gefallen mir nicht.«

Charles hält die Luft an.

»Frauen mögen meine Ringe nie«, sagt Roger. »Eines meiner großen Kümmernisse.«

»Im Kühlschrank ist Butter«, platzt Charles heraus. »Für das Maisbrot, meine ich. Falls du welche willst, Roger. Maisbrot schmeckt gut mit Butter.«

Ich hole mir ein Maisbrot und kehre auf meinen Posten zurück. Das Brot ist warm, selbst gebacken, und während ich esse, frage ich mich, ob Charles die Planeten an irgendeiner durchgeknallten Stelle, wie in den Mägen seiner Schafe, versteckt hat.

»Die Butter ist aber wahrscheinlich zu hart.« Er blickt nervös zwischen Roger und mir hin und her. »Ähm. Das Maisbrot könnte davon zerbröseln. Kaputtgehen.«

Roger mümmelt ein Stückchen Brot und legt den Rest zurück auf die Serviette. »Das ist richtig gutes Maisbrot. Und wie. Gut gut gut.«

Meine Jeans sind immer noch feucht und klebrig von der Sprite. Durch das Fenster sehe ich Floyd an der Motorhaube des Buick, wie er sein Butterfly-Messer mit dem Beingriff poliert. Er trägt es im Stiefel mit sich herum und holt es zum Polieren heraus, wenn er nervös ist. Hinter dem Auto ist ein Teich. Über dem Wasser wirbelt Nebel und löst sich in der Sonne auf.

»Hey. Charleys Frau.« Roger starrt Helena an.

Charles lässt die knöchigen Schultern hängen. Traurige graue Haare quellen hinten zum Ausschnitt seines Schlafanzugs heraus. Ich wünschte, er hätte es nach Belize geschafft.

»Können wir sie nicht aus der Sache raushalten?«, fragt er Roger. »Bitte.«

Roger starrt weiterhin die Frau an. »Hey. Charleys Frau.«

»Was?«

»Du bist Helena Pressman.«

Die Frau wirft den Kopf in den Nacken. »Ich weiß selbst, wer ich bin.«

»Bitte lass sie in Ruhe«, bettelt Charles. »Ich kann die Steine jetzt auf der Stelle holen gehen, Roger. Sie sind hier. Sie sind in meinem Arbeitszimmer, da im Nebenzimmer, in einem Koffer. Es sind noch alle da.«

Leute zusammenschlagen ist meistens eine einfache Sache. Honey schickt mich oft solo zum Abkassieren, weil ich ein Gesicht habe, bei dem die Brieftaschen von allein aufgehen, und weil ich Boxhiebe austeile, die jede Diskussion schnell beenden. Wahrscheinlich bin ich irgendwie auch berühmt für die zwei spitz vorstehenden Knöchel an meiner linken Faust, die Knöchel unten an meinem Zeige- und Mittelfinger. Teufelshörner nennt Floyd sie. Ich habe mir mal die Hand gebrochen, als ich gegen die gemauerte Wand in meiner Wohnung geschlagen habe, und nachdem die Knochen wieder verheilt waren,

ragten zwei Knöchel knorrig und zahnartig heraus. Wenn ich einem Kunden richtig in die Fresse haue, hinterlassen meine Teufelhörner hinterher zwei Narben, wie Vampirzähne. Meistens schlage ich allerdings nicht ins Gebiss – es ist selten nötig, einem Kerl das Gesicht zu ruinieren. Ich ziehe Weichteile vor und breche nur selten, und dann meist unabsichtlich, Rippen oder Daumen, die es nicht verdienen. Ich gehe schnell auf die Kunden los, rede kaum, versage mir solche Sticheleien, wie Roger sie gern hat. Ich hole das Geld oder die Ware, oder ich gehe an die Arbeit. Ich habe nie eine Schusswaffe bei mir, weil die Menschen Schmerzen mehr fürchten als den Tod, aber auch, weil ich drei Mal angeschossen worden bin und überlebt habe, und mein Glück könnte sich wenden, wenn ich anfangs, eine Waffe zu tragen. Außerdem habe ich Schiss, dass ich mit einer Knarre jemanden um die Ecke bringen werde, und wie ich schon sagte, passe ich ein bisschen auf meine Seele auf.

»Darf ich in mein Arbeitszimmer gehen, Roger?«

»So... Helena Pressman.« Roger isst ein paar Bröckchen seines Maisbrots. »Ist das dein Luftgewehr draußen auf der Veranda?«

Helena leckt sich die Lippen. Ihr Blick streift durchs Zimmer, von einem Mann zum nächsten. Ich sehe, wie ihr klar wird, dass ich neben der Tür stehe, sehe, wie sie es endlich schnallt. Außerdem wachen die Schafe im Stall auf. Sie blöken nach Befreiung oder Futter.

»Ähm.« Helena knöpft den obersten Knopf ihres Nachthemdes zu. »Das ist wegen der Waschbären. Um sie... zu verjagen.«

Roger wirft einen Blick auf die Landkarten, auf denen größtenteils Mexiko zu sehen ist, die Karibik, Mittelamerika. »Tja, Gnädigste. Wir sind aber keine Waschbären.«

»Ich gehe jetzt in mein Arbeitszimmer, Roger. Ich gehe das holen, was du haben willst.« Charles will aufstehen.

Rogers Hand fährt an sein Halfter. »Setz dich sofort wieder hin, Charley.«

Charles tut es. Er sitzt leicht zitternd da. Er sieht erst die Landkarten an, dann seine Frau. Tränen treten ihm in die Augen.

»Charles?«, sagt Helena.

»Helena, du guckst mich an.« Roger weigert sich nach wie vor, zu Charles hin oder von der Frau weg zu gucken. »Charles sagt jetzt gar nichts mehr. Er sagt jetzt kein Sterbenswörtchen mehr, weder zu dir noch zu sonst jemandem, und wenn er das doch tut, wird etwas Unerfreuliches mit seiner Frau passieren. Und du schreist nicht, sonst passiert etwas Unerfreuliches mit Charles. Ist das klar?«

Charles wimmert. Eine Ader pulsiert an seinem papierernen Hals. Helena hingegen sieht plötzlich sehr blutleer aus. Ihr Nachthemd hat eine bezaubernde, handgesponnen braune Farbe.

»Ist das klar, Helena?«

Sie nickt. Roger steht auf und geht ins Arbeitszimmer. Als er zurückkommt, hat er einen kompakten silbernen Aktenkoffer in der Hand. Er legt ihn vor Helena auf den Tisch und lässt ihn aufschnappen. Er dreht ihn in meine Richtung, so dass ich die Planeten sehen kann. Sie sind in ein viereckiges Sonnensystem aus schwarzem Schaumstoff gebettet, links außen der Merkur-Diamant und die anderen sechs in einer Reihe nach rechts, in der Reihenfolge, wie wir sie in der Schule gelernt haben. Sie sind hinreißend. Licht funkelt aus ihnen heraus und mir direkt in die Augen. Der größte, Jupiter, hat sogar einen kleinen, roten Punkt, einen Schönheitsfleck. Und um die Mitte des Saturn-